

Resonanz – das Beste wieder finden

Resonanzerfahrungen sind persönlichkeitsprägend

Irmtraud Tarr

MusikpädagogInnen sind – anders als in entfremdenden Berufen – als ganze Menschen gefragt und gefordert. Deshalb ist Resonanz mit all ihren Facetten, in der sowohl Lehrkräfte als auch Schüler als antwortende, berührende, mitschwingende Personen erlebt werden, grundlegend. Die Persönlichkeit des Musikpädagogen wird entscheidend geprägt von der Offenheit für Resonanzerfahrungen.

„Nimm ab, wenn du da bist!“ Diese Bitte ist einer der Sätze unserer Zeit. Das Telefon läutet, der Anrufer hat die Vermutung, dass der andere da ist. Aber er rechnet damit, dass er ignoriert wird, vielleicht weil er selbst auch oft nicht antwortet. Man kann heute nicht einfach jemanden anrufen und eine Antwort erwarten. Die Welt ist keine antwortende Welt mehr.

„Resonanz“ (von lat. resonare, „widerhallen“) nennt man dieses Phänomen des Antwortens und Anteilnehmens, das in der Musik als Mitschwingen, Mittönen eines Körpers in der Schwingung eines anderen Körpers bezeichnet wird. Ohne Resonanz, ohne Widerhall, kann kein Musiker existieren. Die Resonanz mit all ihren Facetten, in der die Welt als antwortende, echogebende, berührende, tragende, mitschwingende erlebt wird, ist grundlegend, da wir als Einzelwesen und Vereinzelte nicht überleben können.

Untermauert wird dies von den Ergebnissen der Säuglings- und Kleinkindforschung¹ und von modernen Verfahren der Psychotherapie wie der „Integrativen Therapie“,² die den Menschen als Körper-Seele-Geist-Wesen in einem sozialen Umfeld eingebettet sieht und sich deshalb mit Fragen der zwischenmenschlichen Resonanz („Relationalität“)

auseinandersetzt. Sie bietet hier beispielhaft das Konzept der „Affiliation“,³ das vom intrinsischen Bedürfnis des Menschen nach der Nähe zum anderen ausgeht.

So ist Selbstwerdung, die zur Musikerpersönlichkeit führt, niemals eine ich-bezogene, selbstbesessene. Sie entfaltet sich in Verbundenheit und Resonanz von Interaktionen mit der musikalischen Lebenswelt. Von Anfang an erfolgt sie nicht monologisch, sondern im Dialog. Ausgangspunkt ist deshalb heute Resonanzsubjektivität statt des feuerfesten Descartes’schen Imperativs „Cogito ergo sum“. Würde man dem „Cogito“ ein „r“ hinzufügen („Cogitor“), wie Franz Xaver von Baader (1765-1841) nahelegte, so rückt man durch die entstehende Passivform dem Resonanzgedanken näher: „Ich werde gedacht, also bin ich.“ Musikalisch gesprochen: „Jemand denkt an mich, spielt mit mir (oder für mich), also bin ich.“⁴

MANGEL AN RESONANZ

Immer mehr MusikerInnen und MusikpädagogInnen erfahren in ihrem Tun zu wenig Resonanz. Sie verausgaben sich, ohne dass zurückkommt, was sie so sehnlich wünschen und brauchen. „Ich übe und übe, dennoch

gehe ich abends mit schlechtem Gewissen ins Bett“, so die typische Aussage einer Musikstudentin. Das soziale Rasen hat sie infiziert, das biografische Rasten und Besinnen bleibt auf der Strecke. Die Träumer, die Sensiblen, die Dünnhäutigen, die Zweifler, die technisch weniger Begabten fallen unter „ferner liefen“. Schon bei jungen MusikerInnen finden sich immer mehr, deren Üben dazu dient, im Steigerungsspiel mitzuhalten, Zwänge einzuhalten, um wettbewerbs- und konkurrenzfähig zu werden oder zu bleiben. Rund 76 Prozent der Berufsmusiker sollen an Schmerz- und Bewegungsproblemen sowie an psychischen Belastungen leiden.⁵ Schätzungsweise jeder zweite Musiker leidet unter Lampenfieber.⁶ Immer häufiger wird bei Musikpädagogen das Burnout-Syndrom diagnostiziert, das Modewort für Ausgebranntsein und Depression mit der Aura von Wall Street und Fukushima, das keine klinische Diagnose ist, sondern eher ein Ausdruck für Überforderung und Entfremdung unter der Belastung von steigenden Anforderungen an Motivation, Perfektion und Selbstverausgabung.

Auffallend ist, dass auch in Berufen, in denen Menschen miteinander zu tun haben, Erschöpfung, Lustlosigkeit und Überlastung zunehmen. Dies hängt nicht nur damit zusammen, dass viele von Bürokratie ersäuft werden, sondern vor allem auch mit der wechselseitigen Resonanzerwartung, dass sich ein empathisches Mitschwingen, eine emotionale Beziehung zwischen Lehrer und Schüler einstellen möge, was angesichts der Lehrplanforderungen und der Zeitknappheit zunehmend schwieriger wird. „Ich fühle mich wie ein Rädchen im Getriebe“, diese Gefühlsbeschreibung eines Musiklehrers zeigt, wie Mangel an Resonanz zu Gefühlen von Nutz-

losigkeit und Langeweile führen. Nicht das musikpädagogische Tun an sich macht krank, sondern wenn es keine Resonanz gibt, wenn nichts „widerhallt“, „zurücktönt“. Die Folge ist die Überforderung von Körper, Geist und Seele, wie sie sich in der Zunahme Betroffener beobachten lässt, die Zwangspausen einlegen, um neue Energie zu tanken; die keine Kraft mehr spüren und sich leer fühlen.

VITALE EVIDENZ

Eigentlich ist der Beruf der Musikpädagogin besonders geeignet, Gefühle von Sinn und Bedeutung hervorzurufen. Mehr als in anderen Berufen ist die Musikpädagogin aufgerufen, sich als ganzer Mensch einzubringen, sich in einer bedeutungsvollen und kreativen Beziehung auf ihre SchülerInnen einzulassen. Sie ist – anders als in anderen Berufen – als ganzer Mensch gefragt und gefordert. Das sollte eigentlich verhindern, dass sie sich ausgelaugt fühlt. Dennoch gibt es Belastungsfaktoren, die mit gesellschaftlichen Entfremdungsprozessen Hand in Hand gehen. Blickt man auf die zerstörerische Seite heutigen Musiklebens (Stichwort: Selbstvermarktung, zu viele Auftritte, Perfektions- und Konkurrenzdruck), so liegt der Vergleich zum Leistungssport nahe, da beiden ein reduktionistisches Leibverständnis zugrunde liegt, das sich der subjekthaften leiblichen Existenz nur als Mittel zum Zweck bedient. Was zählt, sind Erfolge, Leistungen, körperliche Fitness um ihrer selbst willen, die sich in Überlastungen verausgabt.

Doch nicht das Fitnessstudio, das Üben im resonanzlosen Raum lässt uns die Welt als resonant erleben. Sondern Resonanz entsteht in Beziehungen, im Austausch mit anderen, in dem, wofür wir uns interessieren und begeistern, in dem, was uns bewegt und von „vitaler Evidenz“⁷ ist. Genau das ist es, was die Hirnforscher meinen, wenn sie vom Spiegelneuronensystem sprechen, das aktiviert wird, wenn Schüler das Verhalten ihrer Lehrer imitieren, weil sie sich emotional angesprochen und gemeint fühlen. Unser Gehirn ändert sich durch das, was wir in wechselseitiger Resonanz erleben. Gene steuern also nicht nur, sie werden auch gesteuert, indem das Gehirn auf Resonanz reagiert. Das heißt, wenn der Lehrer für die Schüler besonders wichtig ist und wenn sie sich emotional verbunden fühlen. „Wer seinen Musiklehrer liebt, der liebt auch Bach“, so ließe es sich pointieren.

Resonanz ist das Zauberwort. Auch für den Lehrer Hugo Kükelhaus (1900-1984), dem wir das „Erfahrungsfeld zur Entfaltung der Sinne“ verdanken.⁸ Für ihn war Resonanz, Echo, Antwort ein lebensnotwendiger Gegenpol, den er vor allem in der Arbeit mit Kindern, die stotterten und spastische Leiden hatten, systematisch und erfolgreich einsetzte. Beispielfähig sei hier der Summstein als leibliche Resonanz Erfahrung erwähnt: ein Steinblock mit rundlicher Aushöhlung, in den man seinen Kopf steckt und einen tiefen Summton erzeugt. Man hört nicht nur sein eigenes Echo, auch der ganze Körper ist ergriffen von einem wohlthuenden Vibrieren. Das Faszinierende daran ist, dass nicht nur Resonanz nach außen, sondern zugleich Resonanzräume nach innen entstehen.

GIESSKANNE DER BEGEISTERUNG

Wenn die emotionalen Zentren im Gehirn durch Resonanz aktiviert werden, dann springt die „Gießkanne der Begeisterung“⁹ an. Aber sie lässt sich nicht kommandieren. Man muss sich öffnen, sie aufspüren, denn sie ist irritierbar, störanfällig, verletzbar. Sicher ist sie nicht durch Wissen von oben nach unten auszulösen. Ablesbar ist dies an der Zahl der Schüler, die den Musikunterricht als das empfinden, was sie hinter sich lassen möchten. Weshalb? Weil sie spüren, dass es auf sie nicht ankommt. Weil sie mit Kränkungen geimpft werden, an die sie sich mitunter lebenslang erinnern: „Du singst falsch!“ „Unrhythmisch!“ „Zu tief!“ „Zu hoch!“ Und weil sie Double-bind-Botschaften erhalten: einerseits Rädchen in einer großen Maschinerie zu sein („Nimm dich nicht so wichtig“), andererseits sich selbst überlassen werden („Mach, was du willst“). An solche Sätze erinnern sich Schüler höchst ungern, weil sie am Ende selbst nicht mehr wissen, was sie ergreift und berührt. Die Folge, wie es ein Musiklehrer ausdrückte: „Sie haben eigentlich alles, aber sie haben auf nichts mehr Lust!“

„Es geht darum, Menschen in Begeisterungszusammenhänge zu ziehen“, sagt der Philosoph Peter Sloterdijk treffend. Wie könnte der Musik- und Instrumentalunterricht ein Ort für Resonanz werden? Es braucht PädagogInnen, die ihre Schülerinnen und Schüler anstecken, ihnen das Gefühl geben, willkommen zu sein, die selbst bewegt und neugierig sind, aber nicht belehren oder nur kalt und mechanisch ihren Stoff abspulen. Ein Musik-

unterricht ist gefragt, der das Eigensein betont und darüber hinaus einen Spielraum aufbaut, in dem die Schüler mit ihrer Musikalität in ein lustvoll sinnliches Verhältnis treten.

Hier dürfen sie ganz grundsätzlich ihre kognitive Lust in einem Raum der Resonanz ausleben. Sie sind eingeladen, ihre Lernliebe, die sie als Kleinkinder noch hatten, wieder neu zu entdecken, zu wagen und auszuleben. Hier finden sie einen Raum, in dem sich das Verfestigte wieder verflüssigen kann, weil „der pädagogische Pakt aus dem Prinzip Vorfriede“ (Sloterdijk) geschlossen wird. Statt gezwungen zu werden, haben Schüler hier selbst Lust, vom Erreichten zum Noch-nicht-Erreichten weiterzugehen.

Wer sich als Pädagoge darauf einlassen will, wird sich von der pädagogischen Vorstellung des „Einflößens“, der „Zwangsfütterung“ verabschieden. Er wird selbst an die Quellen gehen, wo die eigenen Intensitätspunkte des musikalischen Erlebens liegen: die eigene Begeisterung, das eigene Brennen und all das, was mit der Anerkennung der Eigenwertigkeit des Schülererlebens zu tun hat. Schafft er es, eine sinnlich-resonante, inspirierende Atmosphäre aufzubauen, entstehen oft verblüffende Ergebnisse, die man sich nicht ausdenken kann, weil die Geistesblitze plötzlich einschlagen dürfen. Hier geht es auf einer tiefen Ebene um Öffnung, Berührungsmagie und Bewegung, um Ausbruch aus der von Foucault benannten „rationalen Umzingelung“ und der überholten Sicht der Übertragung von Wissen. Resonanz ist gleichsam ein Existenzschalter, der auf Ausweg steht, ein Immunschutz gegen Überladung durch Beschleunigung, Zeitdruck und Zwang. Daher meine These: Resonanz entspringt einem fundamentalen Bedürfnis nach Verflüssigung alles Festgefügteten.

LEIBRESONANZ

„Werde, der du bist“: Diese Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben war seit dem 18. Jahrhundert der Imperativ der Moderne. Seine Entsprechung fand dieses Ziel in der Vorstellung von Authentizität. „Ich will mir treu sein“, „Ich lasse mich nicht verbiegen“, „Ich will mich verwirklichen“. Das sind Worte der Selbstbeherrschung abendländischer Freiheit, die leidenschaftliche Zustimmung fanden. Die Folgen sind offensichtlich...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 6/2013.